

UND WORÜBER DENKEN
SIE GERADE NACH, ...

... Rainer Forst?

Ich denke über die Zukunft der Demokratie nach. Ihre derzeitige Krise ist so tiefgreifend, weil uns der Begriff der Demokratie selbst verloren geht, wenn sich ein autoritärer Populismus demokratisch maskieren kann. Das ist eine Perversion der Demokratie: Sie hat eigentlich die Aufgabe, unter politisch Gleichen Normen hervorzubringen, die allgemein bindend sind und sich am Maßstab der Gerechtigkeit messen lassen. Sie ist oft, vielleicht immer, ein **uneingelöstes Versprechen**. Daran zu erinnern ist nicht undemokratisch – sofern man an dem Versprechen festhält. Denn es ist ein Versprechen der Gerechtigkeit. Es zu brechen, ist niemand befugt, auch Mehrheiten sind es nicht. Für die Demokratie aufzustehen folgt der gerechtfertigten Forderung, die Ordnung mitzubestimmen, der man unterworfen ist – gegen Unterdrückung, Ausgrenzung oder Diskriminierung.

Seit ihren Kämpfen gegen feudale Herrschaft war es die Aufgabe der Demokratie, soziale **Willkür zu überwinden**. Das ist auch heute so, im Zeitalter des ökonomischen Neofeudalismus. Wer es ernst meint mit der Rückgewinnung demokratischer Kontrolle über wirtschaftliche Strukturen – vom lohnrückenden Standortwettbewerb über die Steuerumgehung globaler Unternehmen bis zur umfassenden Dominanz der Finanzmärkte –, muss allerdings sehen, dass nationale Politiken Änderungen nur erzeugen können, wenn sie Teil transnationaler Anstrengungen sind.

Darin sehe ich den eigentlichen Kern der Krise: Wir haben keinen Denkraum für eine Politik, die globale ökonomische Macht demokratisch kontrolliert, weil wir nicht über den Staat hinausdenken. Die **Demokratie ist ortlos und machtlos** geworden. Dies erzeugt eine tiefe Unruhe und Unzufriedenheit. Den Menschen wird ihre Machtlosigkeit gegenüber den Prozessen der »Globalisierung« immer stärker bewusst. Wenn der Demokratie sowohl die politische Vorstellungskraft als auch die politischen Strukturen fehlen, um die Willkür zu zivilisieren, dreht die Politik nur noch kompensatorisch an kleinen Rädern und produziert die Unzufriedenheit, die die Autoritäten ausnutzen. So entstehen fehlgeleitete nationalistische Machtfantasien und weitere Perversionen, wie die Erklärung von Migranten zu Symbolen der demokratiebedrohenden Globalisierung und des Kontrollverlusts. Dessen Ursachen liegen aber ganz woanders.

Argumente wie meinen wird entgegengehalten, nationale Interessen, auch der Schlechtergestellten, in einem globalen Umverteilungssystem zu vergessen. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die politische Steuerung der globalen Ökonomie kommt allen zugute. Und an einer strukturellen Reform zugunsten der Länder, in denen die Lebensverhältnisse so unerträglich sind, dass die Menschen sich auf den Weg machen, führt kein Weg vorbei. Die Entwicklung der Demokratie hängt somit davon ab, ob sie grenzüberschreitend Macht gewinnt. Es wäre gut, zumindest in Europa damit anzufangen, etwa mit wirklich transnationalen Parteien. Die **Demokratie muss Formen der Stärke finden**, die den Kräften entsprechen, die sich ihr entziehen. Nur so hat sie eine Zukunft.

Rainer Forst, 54, lehrt Politische Theorie und Philosophie in Frankfurt am Main. Seine Arbeiten zu Gerechtigkeit und Toleranz haben ihn weit über Europa hinaus bekannt gemacht



»» REDE

Kann digitale Arbeit menschlich sein?

Die technologische Revolution schürt bei vielen Angst, überflüssig zu werden. Sie kann aber auch befreiend wirken **VON LISA HERZOG**

Ein Häuschen, im Hochland der Anden, davor ein alter Jeep – und ein Schuppen, in dem der bescheidene Wohlstand der Familie geschaffen wird. Stolz zeigt der Besitzer, Vater von fünf Kindern, dessen Quelle: ein paar Stick- und Webmaschinen, die sich mithilfe einfacher Softwareprogramme auf unterschiedliche Muster im Stil der traditionellen Festbekleidung einstellen lassen und sündend die Stoffbahnen verarbeiten. In dieser Region haben sich noch vor wenigen Jahrzehnten ganze Familien tagein, tagaus an den Webstühlen und Strickmaschinen geschunden. Dann hat eine Entwicklungsbank einigen von ihnen Kredite für den Kauf von Maschinen gewährt, und sie haben nach und nach technisch aufgerüstet. Jetzt arbeiten die Maschinen von selbst. Ihr Eigentümer, seine Frau und seine älteren Kinder konzentrieren sich auf das Zeichnen neuer Entwürfe, auf die Qualitätskontrolle und die Vermarktung der Ware.

Digitale Technik, die einen humanen Fortschritt bringt, Erlösung von körperlich quälender Arbeit und einen bescheidenen Wohlstand – in diesem Fall scheint es funktioniert zu haben. Aristoteles hatte im 4. Jahrhundert vor Christus in einer berühmt gewordenen Randbemerkung seiner *Politik* davon gesprochen, dass, wenn die Geräte von selbst arbeiten würden – »wenn so auch das Weberschiffchen von selbst webte und die Zither von selbst spielte« –, die Notwendigkeit menschenwürdiger Arbeit, die im antiken Griechenland von Sklaven erledigt wurde, wegfallen würde. Die Arbeit »im Schweiß des Angesichts«, die in der Bibel als Strafe Gottes für den Sündenfall verstanden wird, lässt sich durch Technik erheblich reduzieren, ihre zermürbende Eintönigkeit verschleift dann nur noch Maschinenteile, nicht mehr Menschen.

Schaut man jedoch auf die westlichen Volkswirtschaften der Gegenwart und die technologischen Veränderungen, die sie durchlaufen, herrscht Angst. »Digital« soll alles werden, Jobs würden zerstört, der Faktor Mensch werde verschwinden: Eine machtvolle Minderheit hält das Eigentum an den arbeitenden Maschinen, unzählige Menschen werden überflüssig, von Almosen abhängig.

Viele Stimmen aus der jungen Philosophie digitaler Technologie warnen: Wenn Roboter, Software und künstliche Intelligenz übernehmen, ist dies kein segensreicher Fortschritt, sondern ein Alptraum der Unmenschlichkeit. Sie haben die Arbeit in den berühmten Amazon-Lagerhäusern vor Augen, in denen man überwacht und vermessen wird, oder die Clickworker, die für Cent-Beträge geiststötende Aufgaben erledigen, die auf Online-Plattformen versteigert werden. Der Mensch als Anhängsel der Maschine, diese von Karl Marx auf den Punkt gebrachte Verkehrung von Mittel und Zweck scheint wieder ins Haus zu stehen, auf Kosten einer menschlichen Arbeitswelt. Menschlich, das sollte seit den sozialen Kämpfen des 19. Jahrhunderts doch heißen: sozial eingebettet, wahrgenommen, anerkannt.

Kann digitale Arbeit menschlich sein? Wenn unter »Arbeit« verstanden wird, bestimmte Schritte möglichst zeit- und kosteneffizient zu erledigen, dann steht das, was unter dem Stichwort Digitalisierung diskutiert wird, in einer langen Reihe von technischen Entwicklungen als Teil der menschlichen Geschichte. Menschen gehören zu den Arten von Tieren, die Geräte verwenden, von den ersten primitiven Faustkeilen bis hin zu den hochkomplexen Fertigungsrobotern in der Autoherstellung.

Es sind menschliche Erfahrung, Arbeit und ein Wissen, das sich über Jahrhunderte angesammelt hat, die in die Konstruktion dieser Roboter eingegangen sind. Weil man die einzelnen Schritte bis ins letzte Detail verstanden hat, kann man sie an Maschinen delegieren, während sich die menschliche Kreativität neuen Aufgaben zuwenden kann.

Sieht man es so, wäre es nur zu begrüßen, dass intelligente Maschinen, die von Software gesteuert werden und in die selbstlernende Programme eingebaut sind, noch stärker Einzug in die Arbeitswelt und auch in unseren Alltag halten. Die intelligente Drohne, die die Fenster putzt, kann bald so selbstverständlich für uns sein wie Feuerzeuge und Waschmaschinen. Die App, die uns an Termine erinnert oder Busverbindungen herausucht, ist es längst. Diese Fortschritte vollziehen sich ständig, wir sind so in diese Prozesse eingebettet, dass sie uns kaum auffallen.

Die Befürchtungen, dass »die Roboter« uns irgendwann unterwerfen und versklaven könnten, scheinen kaum realistisch, schon deshalb, weil es bislang weit besser gelingt, künstliche Intelligenz für die Erledigung spezifischer Aufgaben einzusetzen, als die Art umfassender Intelligenz nachzubauen, die den Menschen auszeichnet. Allein das Fingerspitzengefühl, das man zum Aufsperrn eines Schlosses braucht, ist für Roboter eine immense Herausforderung und erst recht das Springen zwischen verschiedenen Tätigkeiten, das Menschen so natürlich bewerkstelligen, dass sie es kaum bemerken.

Es sind Bilder des guten Lebens, die Befürworter des digitalen Wandels beschwören und mit denen diejenigen werben, die ihn vorantreiben und an ihm verdienen: Bilder von Menschen, die mit dem Laptop auf den Knien am Strand sitzen, in einem kreativen Flow des Textens, E-Mails-Schreibens, unterbrochen von einem Videogespräch mit einer Kollegin, selbstbestimmt, nach den eigenen Rhythmen den Tag gestaltend. Alles Schmutzige, Langweilige, Nervenaufreibende an der Arbeit könnten die Roboter übernehmen.

Wir würden Freiheit und Muße gewinnen. Wir alle könnten leben wie die Athener Bürger, an die Aristoteles dachte, als er über selbstwebende Weberschiffchen sinnierte – ohne menschliche Sklaven, nur mithilfe der Maschinen, die wir uns untertan gemacht haben. Im besten Fall könnte nicht nur eine privilegierte Schicht so leben, sondern die ganze Bevölkerung. Und in der besten aller möglichen Welten würden dabei auch noch natürliche Ressourcen gespart, würde durch bessere Logistik Verschwendung minimiert, würde

die Umwelt geschont. Ein Marxist wie der britische Vordenker Paul Mason feiert in diesem Sinne die Menschlichkeit digitaler Arbeit.

Klingt zu schön, um wahr zu sein? Ist es wohl auch. Zumindest sollte man sich nicht der Illusion hingeben, dass so ein Zustand herbeigeführt würde, wenn man der technischen Entwicklung einfach ihren Lauf ließe. Um die Digitalisierung der Arbeitswelt zu verstehen, muss man sie im Kontext einer Geschichte der Macht betrachten. Denn sie trifft unsere Gesellschaften in einer historischen Lage, in der die soziale Ungleichheit enorm ausgeprägt ist und in der es demokratischer Politik immer weniger zu gelingen scheint, Märkte zum Wohle aller Gesellschaftsmitglieder zu gestalten. Wie etwa Thomas Piketty gezeigt hat, nähert sich heute die ungleiche Verteilung von Einkommen und Vermögen den Verhältnissen des 19. Jahrhunderts an. Das war die Epoche, aus der andere berühmte Dokumente über das Weben stammen – damals webten die Weberschiffchen nicht von selbst. 1845 schrieb Heinrich Heine sein Gedicht über die schlesischen Weber, die den »dreifachen Fluch« in »Deutschlands Leichentuch« weben.

Der Unterschied zwischen dem glücklichen ecuadorianischen Kleinunternehmer und den Webern des 19. Jahrhunderts ist einer der Eigentums- und Machtverhältnisse. Im 19. Jahrhundert arbeiteten die Weber in frühindustriellen sogenannten Verlagsystemen, in denen ihnen die Firmenbesitzer Material und Maschinen zur Verfügung stellten und Mengen und Abnahmepreise diktierten konnten. Die Weber – und ihre Familien, die mitarbeiten mussten – waren rechtlich gesehen keine Angestellten, sie besaßen keinerlei Schutzrechte und hatten kaum Alternativen, was die Sicherung ihres Lebensunterhalts betraf. Diese Konstellation ist heute wieder relevant: Große Firmen dominieren viele Märkte und können einer Erwerbsbevölkerung, die auf ein Arbeitseinkommen angewiesen ist, die Bedingungen diktieren.

In den westlichen Ländern schien man sich eine Zeit lang in Sicherheit wiegen zu können. Die Textilindustrie war weitgehend in andere Erdteile abgewandert; dort waren die Verhältnisse kaum besser als im Europa des 19. Jahrhunderts, während digitale Tools die Logistikketten, die die Endprodukte in die hiesigen Kaufhäuser brachten, immer effizienter machten. Aber das Schreckgespenst ungeschützter, weder durch Arbeitsgesetze noch durch Betriebsräte abgesicherter Arbeit ist in den Westen zurückgekehrt, mit der Scheinselbstständigkeit vieler

Über-Fahrer ebenso wie mit den digital organisierten Dienstleistungen auf Abruf, die sich über das Internet buchen lassen. Noch sind es vor allem diejenigen am unteren Rand der Gesellschaft, die unter diesen Verhältnissen zu leiden haben. Doch die Angst weiterer Krisen ist genau diese: Könnten sie sich nicht in viel weitere Teile der Arbeitswelt hineinfressen? All die Errungenschaften, die Arbeiterbewegung und Gewerkschaften zugunsten der Masse der arbeitenden Bevölkerung erreicht haben, all die Schutzgesetze, die Mitbestimmung, die Höchstarbeitszeiten, die nach den technologischen Revolutionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mühsam erkämpft wurden, könnten hinfällig werden.

Diese Angst ist begründet, denn einer der problematischsten Aspekte des Einsatzes von künstlicher Intelligenz ist die Tendenz zur Konzentration. Wer mehr Daten hat, kann die Programme schneller und besser trainieren und erlangt damit einen Vorsprung. Und wenn mehr und mehr Arbeit von Maschinen erledigt wird, wird entscheidend sein, wem diese gehören – inklusive des geistigen Eigentums an Daten und Patenten. Wenn die Stück- und Webarbeiten, die jener ecuadorianische Kleinunternehmer von den Maschinen in seinem Schuppen erledigen ließ, überall weltweit von raffinierten 3-D-Druckern oder entsprechenden Textilverarbeitungsgeräten erledigt werden können, ist entscheidend, wem die dafür notwendige Software und die Rechte an den Mustern gehören.

Aristoteles lag also doch nicht ganz richtig: Wenn die Weberschiffchen von selbst weben würden, würde das nicht unbedingt das Ende der Herrschaft einer Gruppe von Menschen über eine andere bedeuten. Wem die digitalen Geräte nicht gehören, der muss schauen, wo er bleibt, wie er ein Lebens-einkommen sichern und die Tage füllen kann. Es ist also damit zu rechnen, dass es Kämpfe geben wird, um Macht, Geld und Eigentum.

Es steht aber noch mehr auf dem Spiel, und dies hat damit zu tun, dass Arbeit mehr Bedeutungen und Eigenschaften hat als die, die ich bislang in den Mittelpunkt gestellt habe. Arbeit ist nicht nur eine ökonomische Angelegenheit, die den Zweck hat, bestimmte Ziele möglichst effizient und profitorientiert zu erreichen. Sie ist, wie insbesondere einer der Gründerväter der Soziologie, Émile Durkheim, betont hat, auch eine der wichtigsten sozialen Tätigkeiten des Menschen.

Das mag erstaunen: Bei »sozial« denkt man an Familie, Freundeskreise und vielleicht noch an die Formen von Arbeit, die mit der Pflege junger, alter oder kranker Menschen zu tun haben. Doch auch viele andere Formen moderner Arbeit sind, aller neoliberalen Rhetorik vom individuellen Erfolgstreben zum Trotz, dem Grundsatz nach sozial angelegt. Schließlich sind die einzelnen Tätigkeiten eingebettet in komplexe Netze der Arbeitsteilung, die nur funktionieren, weil alle ihren Teil beitragen. Wer könnte schon App-Entwickler, Gabelstaplerfahrer oder gar Philosophie-Professorin sein, wenn nicht andere Menschen andere Aufgaben übernehmen würden? Sich diese gegenseitige Abhängigkeit vor Augen zu führen kann helfen, die gesellschaftliche Solidarität zu stärken.

Die Arbeit ist für viele ein sozialer Raum, den sie nicht missen möchten. Der Umgang mit den Kolleginnen und Kollegen, das Treffen auf Menschen, denen man im Privatleben nie begegnet wäre, das Bewusstsein, einen Beitrag für ein gemeinsames Projekt zu leisten – all dies gehört zu den mensch-

Lisa Herzog

Sie ist in Franken geboren, hat in Oxford promoviert und ist heute in München an der TU als Professorin für Politische Philosophie tätig. Gegenwärtig stellt die 34-jährige gelernte Volkswirtin und Philosophin Lisa Herzog ihr Buch »Die Rettung der Arbeit« fertig, das im Februar 2019 bei Hanser Berlin erscheint. Eine der Thesen lautet: **Arbeit bedeutet auch Sinn und Gemeinschaft.**

Lisa Herzog schätzt den schottischen Aufklärer und Moralphilosophen **Adam Smith**, über den sie 2013 auch ihre Doktorarbeit geschrieben hat. Smith hat vor 250 Jahren beobachtet, dass jeder Mensch der Anerkennung bedarf. Anders als viele Ökonomen meint Herzog, dass Märkte auch unfrei machen können. **Freiheit, sagt sie, gehöre aber nicht nur den Reichen.**



ANZEIGE

«Mandelas Worte geben uns einen Kompass,
festen Boden inmitten wirbelnder Strömungen.»
Barack Obama

Benefizlesungen

zugunsten des »Writers-In-Prison«-Programms des PEN-Zentrums

- mit Nora Bossong, Ulf Buermeyer, Eva Menasse, Jan Wagner und Mark Waschke **am 11. November im Renaissance Theater Berlin**
- mit Jonas Löcher, Ijoma Mangold, Wiebke Puls, Julia Riedler und Uwe Himm **am 21. November in den Kammerspielen München**
- mit Pegah Ferydoni, Petra Gerster, Navid Kermani, Christian Nürnberger und Günter Wallraff **am 22. November im Comedia Theater Köln**
- mit Asfa-Wossen Assefate, Thomas Bockelmann, Lona Culmer-Schellbach, Bernd Lefeld, Alexander von Schönburg, Lukas Umlauf und Susanne Völker **am 25. November im Staatstheater Kassel**

Jewells moderiert von Stephan Bierling

Weltere Informationen: www.chbeck.de/mandela



Nelson Mandela
Briefe aus dem
Gefängnis

C.H. BECK
www.chbeck.de



